

# Seelenbretter im Westhof des Benediktinerklosters Ottobeuren

(Kreis Unterallgäu/Bayern)

21. August bis 23. Oktober 2004

## Eine Einführung von der Künstlerin Bali Tollak

„Kostbar ist mir jeder Tropfen Zeit“ - diese Worte des Kirchenvaters Augustinus möchte ich meinen Gedanken über die Aufstellung meiner 30 Seelenbretter vorausschicken und vielleicht ist es auch schon ein neuer Text für ein weiteres Brett. Die Leute fragen mich: „Was sind Seelenbretter?“, so auch dieser Tage Pater Alexander am Telefon. Ich soll heute Nachmittag zu der Bedeutung meiner Bretter sprechen.

Bildende Kunst ist eine visuelle Angelegenheit und sollte über die Augen mit dem Betrachter kommunizieren. Aber ich denke, das Thema der Seelenbretter geht über den bloßen 'Art pour l'art'-Begriff weit hinaus. Dabei bleibt es keineswegs nur bei der Bemalung und Beschriftung der Bretter. Zusammen mit meinem Lebenspartner, dem Fotografen Wolfgang Dennig, reise ich auch mit diversen Seelenbrettern. Wir stellen sie unterwegs, oft ganz spontan, an exponierten Orten auf wie Kirchen, Friedhöfen, an Wegkreuzen, alten Wallfahrtswegen, aber auch in Landschaften, die für sich eine bestimmte sakrale Ausstrahlung haben.

Doch, wie kommt man überhaupt zu solchen Aktionen und zum Namen Seelenbretter? In Oberbayern aufgewachsen, waren für mich Nachkriegskind alte Begräbnisriten noch etwas alltägliches. Wir Kinder trafen uns öfters auf dem Dorffriedhof und schauten in die damals noch üblichen Leichenschauhallen, ob es wieder eine neue Leich' geben würde. Ich schaute auf die gelbwachserne Haut der Verstorbenen, die gefalteten Hände und bewunderte die Würde in ihren Gesichtern, als wären sie im Paradies gebettet. Auch später habe ich als Mensch und Künstlerin nie den Tod ausgeschaltet, weder im Denken noch in meinen Werken. Für mich ist das Leben insgesamt eine Dualität von Geborenwerden und Sterben, von Werden und Vergehen.

Ich hatte schon zehn Jahre zuvor Bretter bemalt mit Symbolen der Naturvölker, die auch Tod und Leben beinhalteten. Durch eine Fernsehsendung über Totenbretter im Bayerischen Wald wurde ich zur christlich-abendländischen Variante angeregt.

Ab 2001 reisten wir nach Niederbayern und fotografierten dort Toten- und Gedenkbretter. Neben Marterln, Bildstöcken, Feldkreuzen und Wegkapellen künden auch Totenbretter besonders im Voralpen- und Alpenbereich von einer besonders besinnlichen Art der Totenehrung. Hier gilt auch heute noch der alte Spruch: „Wer die Toten ehrt, der ehrt sich selbst. Wer sie vergisst oder gar schmätzt, ist des Lebens nicht wert“.

Man denkt nicht mehr an Spuk und Geister an diesen Stätten der Einkehr. Wie es in einem Buch über Totenbretter heißt: Das Betrachten der Male bedrückt nicht mehr, es schenkt uns nur noch gute und besinnliche Gedanken. Der Bildstock am Wege, das Unglückstaferl am Baum, die Totenbretter beim Feldkreuz weisen nur noch hin auf das Werden und Vergehen, zeigen gegen Himmel und die Ewigkeit. Und man nimmt keinen Anstoß an diesen Mahnern, die uns so liebenswert am Wege grüßen und uns etwas erzählen wollen von Leid und Tapferkeit, von Anhänglichkeit und Ahnentreue. Vergangenheit wird lebendig, Freud und Leid, längst gestorben und zur Ruhe gekommen, begleiten uns noch ein Stück weiter auf unserem Weg, der auch einmal hinausführt aus dieser Welt.

Der Anfang der Verwendung von Bahr-, Leichen- und Totenbrettern liegt im Dunkel der Geschichte. Vor über hundert Jahren haben sich bekannte Brauchtumpfleger um die Aufhellung der Bestattungsriten bemüht und Interessantes zu Tage gebracht.

Sie erkundeten, dass das Begräbnis mit dem Leichenbrett einstmals bei allen deutschen Volks-

stämmen üblich war und beispielsweise die Sargbestattung in Bayern, abgesehen von den Städten und Märkten, erst nach dem Dreißigjährigen Krieg und in den folgenden hundert Jahren allgemein eingeführt wurde.

Zuvor legte man den Verstorbenen auf ein geeignetes Brett von Körperlänge, bettete ihn da und dort auf Stroh, bahrte ihn so bis zum Begräbnis auf der Tenne auf und trug ihn auf dem Brett zu Grabe. Im Fränkischen und weiter im Norden wurden Brett und Stroh verbrannt oder das Brett dem Toten im Grabe unterlegt oder er damit zugedeckt. So berichtet Paul Satorius in Sitte und Brauch, dass man in Dithmarschen die Leiche auf einem Brett oder einer Türe aufbahrte und diese Unterlagen nach der Beerdigung verbrannte. Im süddeutschen Raum und in den Alpenländern waren die Sitten um die Brettbestattung verschieden. Die Scheu und Achtung vor dem Leichenbrett führte gebietsweise, so im Schwarzwald, im Tirolischen, im Bayerischen und im Böhmerwald dazu, das Brett nach der Bestattung hinter dem Hof, an Wegkreuzungen, Kirchwegen, Feldkreuzen und Kapellen abzulegen, nachdem man zuvor drei Kreuze hineingeschnitzt hatte. Solche Bretter findet man heute noch im Bayerischen Wald.

Der Brauch der Aufbahrung auf einem Brett und die Aufstellung dieses Bahrbrettes als Erinnerungsmal kam besonders in den alemannischen, suebischen und bajuwarischen Stammesgebieten vor. In manchen ländlichen Gebieten verwandte man das Leichenbrett öfters und legte es schließlich als Steg über einen Bach oder eine sumpfige Stelle.

Mit dem Aufkommen der Sargbestattung erlangte das Leichen- oder Totenbrett eine andere Bedeutung. Es dauerte lange, bis in dörflichen Pfarreien Leichen- oder Totenhäuser die Verstorbenen bis zum Begräbnis aufnehmen konnten. Das Totenbrett begleitete den Verstorbenen seit der Einführung des Sarges nicht mehr bis zum Grab. Der Verstorbene wurde nach der Aufbahrung im Haus vom Brett gehoben und in den Sarg gelegt. Das Bahrbrett blieb beim Haus.

Arme Leute konnten sich die Bearbeitung des Brettes durch den Dorfschreiner nicht leisten um als Gedenkbrett richten zu lassen. Sie schnitten nur drei Kreuze ein und brachten das Brett an eine Stelle, wo sie es an ein Wegkreuz oder an einen Baum lehnen konnten. Besitzer von Haus und Hof ließen das Brett bearbeiten und verzieren, mit Namen, Todestag und oft mit einem Vers versehen und stellten es als Erinnerungsmal in der Nähe des Hofes auf.

Der Brauch, das Totenbrett zu bemalen, geht in einigen Gegenden in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Später kam die Verwendung von Versen hinzu. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten Dorfschreiner und Maler Sprüche, Symbole und Gedichte schon in großer Auswahl zur Verfügung, um ihre Kundschaft daraus wählen zu lassen, sofern sie nicht einen eigenen Vers gemacht hatte. Die Achtung und Scheu vor dem Brett, auf dem einmal eine Leiche gelegen hatte oder das einem Verstorbenen gewidmet am Wege stand, war und ist in den Verbreitungsgebieten bis in unsere Zeit sehr groß. Wer nach dem Volksglauben einem Totenbrett diese Achtung versagt, beleidigt den Toten und ist kein guter Mensch.

Wir leben in einer Zeit, in der man sich vor der Berührung mit dem Tod und den Toten scheut. Wir haben den Trend zum anonymen Begräbnis, was auch ein Synonym ist für den Trend zu einem anonymen Leben. Ich habe mich von Reisen in die Welt unserer Ahnen einfangen lassen und meine Bretter weder nur den Toten noch ausschließlich den Lebenden zugeordnet. Ich habe sie Seelenbretter genannt, um beide Welten, die wir heute strikt trennen, symbolisch wieder anzunähern. Wer sich näher mit diesen Dingen befasst, merkt schnell, dass beide Welten zusammengehören. Die lebenden Seelen sind nicht getrennt von den verstorbenen.

Es ist nur eine Zeitreise zwischen beiden Dimensionen. Wenn wir uns wieder einlassen, uns auf Besinnlichkeiten und Symbole einschwingen, ob hier bei den Seelenbrettern in Ottobeuren oder draußen, an Malen und Kreuzen, die uns auf unseren Wanderungen durchs Leben begegnen, werden wir reich beschenkt.

So werden wir, den Worten des Augustinus folgend, das Leben nicht nur begreifen als materialistische Jagd zwischen Leben und Tod, sondern als Dialog zwischen diesen Welten.